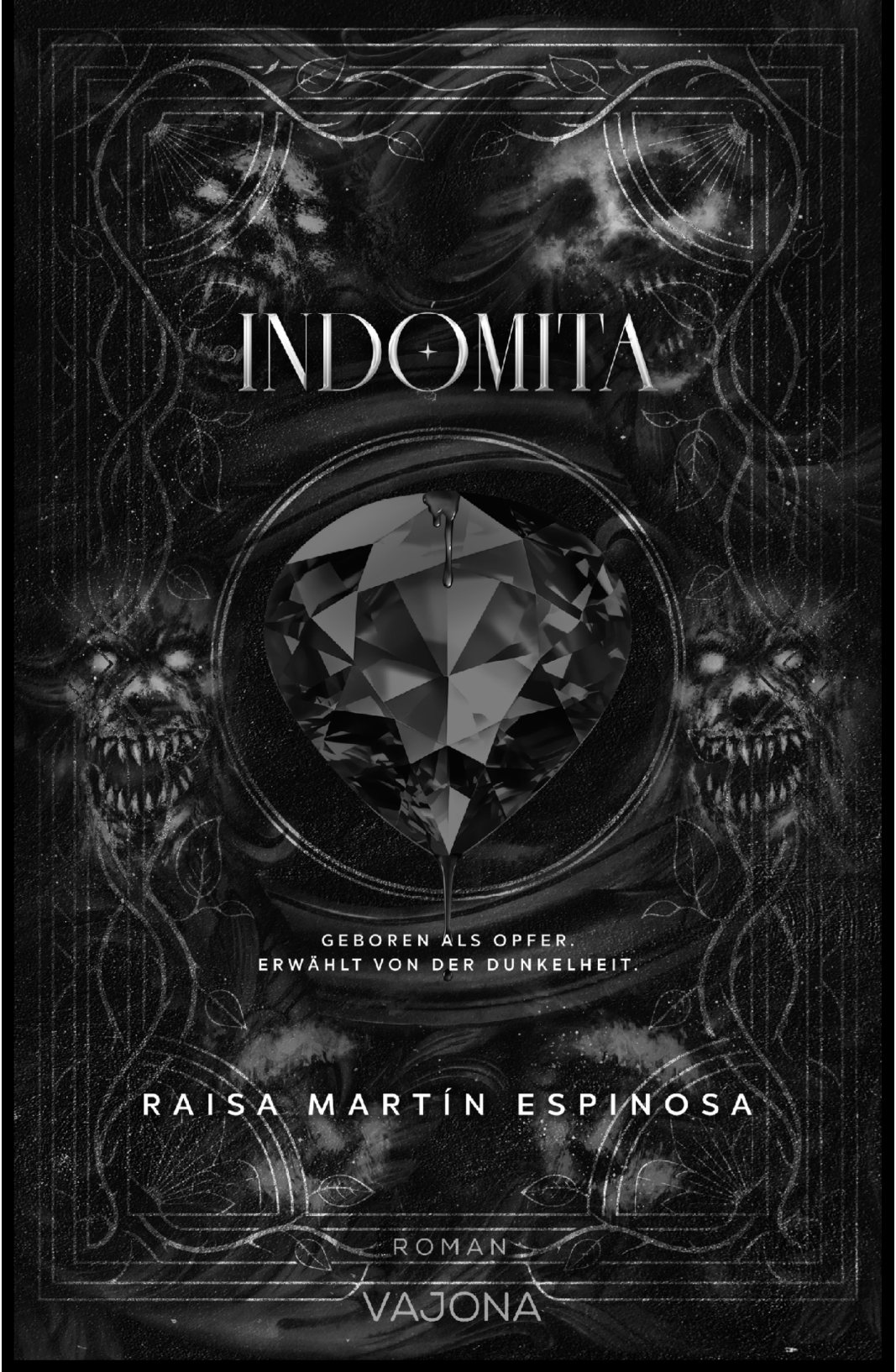


Raisa Martín Espinosa

INDÓMITA

Übersetzt von Leni Krüger



INDOMITA

GEBOREN ALS OPFER.
ERWÄHLT VON DER DUNKELHEIT.

RAISA MARTÍN ESPINOSA

ROMAN

VAJONA

*Für diejenigen, die glauben, sie seien nur grau, obwohl sie in
Wahrheit voller Farben sind.*

Hinweis

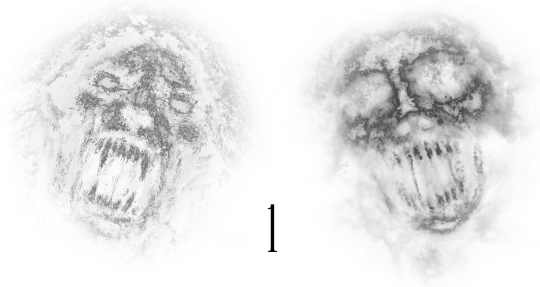
Dieses Buch enthält Inhalte, die für einige Leser*innen verstörend sein können. Dazu zählen unter anderem Blut, Folter, Gewalt, Tod, Erwähnung sexuellen Missbrauchs, suizidale Gedanken, Suizidversuch und Ertrinken.

Eure geistige Gesundheit ist wichtig.

»Gott tötet wahllos und wir werden es auch tun.
Denn kein Geschöpf unter Gott ist wie wir,
keines ist ihm so ähnlich wie wir.«

Lestat de Lioncourt

Interview mit einem Vampir



Sierra

Niemand sollte seinen eigenen Tod planen müssen. Nicht, bevor man volljährig ist.

Aber ich habe es getan.

Heute ist die längste Nacht des Jahres – und zugleich mein Geburtstag. Noch nie habe ich mich so sehr vor einem Tagesanbruch gefürchtet wie vor diesem. Seit ich denken kann, wurde ich vor meinem schrecklichen Schicksal gewarnt, das alle Erstgeborenen in dieser neuen Gesellschaft erwartet.

»Sierra!«, reißt mich die Stimme meiner Mutter aus meinen Gedanken. »Abendessen ist fertig!«

Ein letztes Mal betrachte ich mein Spiegelbild, bevor ich vom Schminktisch aufstehe und die klapprigen Stufen ins Wohnzimmer hinuntersteige, wo bereits meine Familie auf mich wartet. Mein Abstieg wird von einer halb heruntergebrannten Kerze erleuchtet, die an der Wand in einer Halterung steckt.

Nachdem sie bei uns angekommen sind, ist jeglicher Fortschritt zum Erliegen gekommen. Sie haben uns dazu verdammt, nach ihren Regeln zu leben. Diese verfluchten Nostalgiker mit ihrem Hass auf die Technologie. Alles, was ich über die »fortschrittliche Welt« weiß, habe ich aus alten Büchern oder von Fotografien, deren Farben verblasst sind und auf denen sich ein

Geflecht aus Rissen ausbreitet. Seit über einem Jahrhundert bewegen wir uns rückwärts in der Zeit und passen uns ihrer Lebensweise an: Wir fahren in Kutschen, tragen pompöse, unbequeme Kleidung und kommunizieren per Brief. Ich bin in eine Zeit hineingeboren worden, in der Computer, Handys und Autos mit sogenannten Benzinmotoren nur noch ferne Erinnerungen in den Köpfen der Ältesten sind.

Ich trete auf die letzte Treppenstufe, die unter meinem Gewicht knarrt, und finde meine ganze Familie um den Tisch versammelt vor. Auf dem Gesicht meiner Mutter liegt ein Lächeln, während sie unsere Teller mit Suppe füllt. Dass sie uns an diesem Abend ein solches Festmahl bieten kann, ist keine Selbstverständlichkeit. Wir sind keine wohlhabende Familie, wir können uns nicht einmal zur Mittelschicht zählen.

»Schatz, setz dich, dein Essen wird kalt.«

Wie immer nehme ich neben Abigail, meiner siebenjährigen Schwester mit den hübschen, kupferfarbenen Locken, Platz. Während sie aus ihren honiggelben Augen zu mir hochblickt, präsentiert sie mir lächelnd ihre Zahnücke.

»Keine Angst, vielleicht wählen sie dich ja gar nicht aus.«

Die Stimme meines Vaters ist sanft, so sanft wie er selbst. Manchmal denke ich, er ist nur deshalb so lieb zu mir, weil meine Zukunft seit meiner Geburt besiegelt ist. Als Erstgeborene bin ich gezeichnet – verurteilt zu einem elenden Schicksal. Einem Leben, in dem mich diese kalten, sadistischen, seelenlosen Wesen nur noch als Nahrungsquelle ansehen.

»Ich habe keine Angst«, lüge ich. »Schließlich bereite ich mich seit achtzehn Jahren darauf vor.«

Obwohl mein Lächeln vermutlich nicht meine Augen erreicht, bemühe ich mich, so viel Ruhe wie möglich auszustrahlen. Diese Situation ist nicht leicht für sie – für welche Eltern wäre sie das schon? In wenigen Stunden werde ich achtzehn, und nur ein paar Tage später ist Vollmond, was bedeutet, dass ich an der Roten Auktion teilnehmen muss. Wenn man Glück hat, kauft einen nie-

mand – aber sich an diese Hoffnung zu klammern, ist vergebene Liebesmüh. Wir sind Waren, bloße Produkte aus Blut. Früher oder später kommt jemand, der sich von dir ernähren will.

»Um genau zu sein, sind es siebzehn Jahre und dreihundertvierundsechzig Tage«, sagt mein Bruder in dem Versuch, die Stimmung etwas aufzuheitern. »Aber verlange bitte nicht von mir, auch die Stunden, Minuten und Sekunden auszurechnen – ich fürchte, das bekomme ich nicht hin.«

Leicht genervt verdrehe ich die Augen. Es ist so typisch für ihn, sich in alberne Bemerkungen zu flüchten, wenn ihm eine Situation zu viel wird. Silvano – der von uns allen Silas genannt wird – ist zehn Monate jünger als ich, versucht aber ständig, älter zu wirken. Er ist muskulös gebaut, hat strohblondes Haar und die gleichen sanften, honigfarbenen Augen wie unsere Schwester Abigail. Meine dagegen sind grau, farblos und leer. Irgendwie wirkt alles an mir glanzlos – von meinen Augen bis zu meinen dunklen Haaren.

Ich nehme mir meinen Löffel und probiere etwas von der Suppe. Ich spüre, dass meine Mutter mich erwartungsvoll betrachtet, als wolle sie meine Reaktion sehen. Sobald ich sie anlächle, scheint sie sich ein wenig zu entspannen. Trotzdem hat sie mich noch nie so sanft und gleichzeitig so traurig angeschaut. Ihr Haar hat den gleichen goldenen Farbton wie das meines Bruders, ist allerdings schon leicht ergraut und im Nacken zu einem Dutt zusammengebunden.

»Schmeckt köstlich, Mamá.«

Obwohl mein Magen sich vor Anspannung zusammenzieht, zwingt ich mich, weiterzuessen. Ich bin eine schreckliche Tochter, eine schreckliche Schwester – wegen dem, was ich heute Nacht tun will. Sicher werden sie nicht stolz darauf sein, ein so egoistisches Kind großgezogen zu haben, das seinem Leben ein Ende setzen wird, aus Angst davor, sein Dasein bis zum letzten Atemzug mit diesen unersättlichen, sündigen Kreaturen fristen zu müssen.

»Du meinstest, du willst mit Lea am See spazieren gehen?« fragt mein Vater. »Denk aber daran, nicht so spät zurückzukommen. Es wird früh dunkel. Auch wenn die uns noch so viele Versprechungen machen: Sie sind gefährlich.«

»Ich weiß, Papá. Keine Sorge, uns wird nichts passieren.«

Prüfend sieht er mich an, während er sich über seinen Dreitagebart streicht.

Weiß er, was ich wirklich vorhabe? Sieht man es mir an?

Doch schließlich wendet er sich wieder seinem Teller zu.

»Darf ich mitkommen?«, fragt Abigail. »Bitte, bitte!«

»Nein«, entgegenen wir alle gleichzeitig.

Abigail verzieht das Gesicht, bevor sie sich wieder ihrer Suppe widmet. Die Stimmung ist angespannter als erwartet – niemand spricht es laut aus, doch die nahende Bedrohung ist deutlich spürbar und lässt sich nicht ignorieren. In vier Tagen werde ich dieses Haus verlassen – wahrscheinlich für immer.

Ich leere meinen Teller bis auf den letzten Krümel, und bevor ich aufstehe, betrachte ich meine Familie eingehend, präge mir sorgsam jedes Gesicht ein. Ich würde Silas so gerne sagen, dass ich hoffe, er kann mir eines Tages verzeihen. Dass er mir die Konsequenzen, die er durch meinen Tod ertragen müssen, vergeben kann. Das, wozu ich ihn verdamme. Ich würde ihm gerne erklären, dass ich schon so lange Angst habe und einfach so nicht mehr weiterleben kann. Dass der Tod für mich einer Befreiung gleichkommt, verglichen mit dem Schicksal, das mir bevorsteht.

Doch ich sage nichts. Ich schenke ihnen nur ein letztes Lächeln, laufe in mein Zimmer und hole den weißen, pelzgefütterten Umhang, den mir Lea vor Jahren geschenkt hat und den ich wie meinen Augapfel hüte, weil er zu den wenigen Besitztümern gehört, die ich habe. Dann verlasse ich, unter den Blicken meiner Familie, das Haus. Kalte Luft küsst meine Wangen, und obwohl bisher noch kein Schnee gefallen ist, fürchte ich, dass es nicht mehr lange dauern wird.

Ich gehe durch die Straßen zum Haus von Lea, nur ein paar Gassen weiter. Die letzten Arbeiter eilen nach Hause, begierig danach, sich in die Wärme und Geborgenheit ihres Heims zu flüchten. Frauen holen die Wäsche herein, die sie am Morgen aufgehängt haben, und die Händler schließen bereits ihre Läden.

Lea wartet am Anfang des kleinen Weges, der zu ihrem Haus führt, fest in ihren Mantel gewickelt, die Nase rot vor Kälte. Das orangefarbene Haar umrahmt ihr Gesicht. Sie schenkt mir ein Lächeln, und obwohl sie das sicher nicht beabsichtigt, wirkt es traurig.

»Sierra!« ruft sie und läuft ein paar Schritte auf mich zu. »Ich dachte schon, du kommst nicht mehr!«

»Tut mir leid, ich habe mich ein wenig verspätet.« Ich hake mich bei ihr unter, und wir spazieren durch die schmutzigen Straßen des Dorfes. »Wie geht's deiner Familie?«

»Wie immer. Mamá wartet jede Woche auf einen Brief von Sophie, aber seit zwei Wochen ist keiner mehr gekommen.«

»Die Straßen sind in einem schlechten Zustand, in letzter Zeit braucht die Post länger«, versuche ich, sie zu beruhigen.

Sophie, ihre ältere Schwester, wurde vor einem Jahr zur Roten Auktion gebracht und verkauft. Nicht alle haben das Glück, dass ihre neuen Herren den Kontakt zur Familie erlauben. Die meisten werden einfach aus ihrem Leben gerissen – sind tot, obwohl sie noch atmen. Sophie hatte Glück: Ihre Herrin scheint nur an ihrem regelmäßigen nächtlichen Imbiss interessiert zu sein.

Vielleicht bedeutet die Funkstille nichts. Oder aber, im schlimmsten Fall ...

»Mamá wird krank, wenn das so weitergeht«, murmelt Lea. »Und Papá arbeitet zu viel. Ich glaube, sie fürchten das Schlimmste. Und ich ... ich weiß nicht, was ich denken soll.«

»Bestimmt verspätet sich der Brief nur. Nicht die Hoffnung verlieren!« Ich drücke ihre Hand. »Und? Was liest du gerade?«

Um sie abzulenken, verwickle ich sie in ein Gespräch über ihre Bücher – dicke Bände über die alte Welt, die Zeit vor jenen Krea-

turen. Lea ist neugierig, liebt es, seit sie lesen kann, auf dem Markt nach alten Geschichten zu suchen. Ich sitze so gerne mit ihr am Ufer des Sees und könnte ihr stundenlang zuhören, wenn sie mir erzählt, wie die jungen Leute von damals sich kennengelernt haben und welche Mode sie trugen, so bunt, weit und viel bequemer als heute.

Als wir den See erreichen, immer noch beieinander untergehakt, halte ich kurz inne und verliere mich im Anblick des dunklen Wassers. Lea hat Glück. Der Opfergang ihrer Schwester hat das Libris ihrer Familie versiegelt. Wurde es einmal verschlossen, heißt das, die Familie hat genug bezahlt. Die Eltern geben ihr Erstgeborenes her und haben dafür die Gewissheit, kein weiteres Kind zu verlieren. Außerdem erhalten sie eine kleine Summe Münzen, mit der sie sich ein Jahr lang über Wasser halten können – ein armseliger Tausch für den Verlust eines Kindes.

»Hörst du mir überhaupt zu?«

Blinzelnd tauche ich aus meinen Gedanken wieder auf.

»Entschuldige.« Ich lächle gequält. »Was hast du gesagt?«

»Nichts, schon gut.« Auch sie lächelt – erneut traurig. »Du hast sicher gerade ganz andere Sachen im Kopf. Ich habe nur erzählt, dass ich gestern, als ich mit meiner Mutter spazieren gegangen bin, Felippo getroffen habe, den Sohn des Bäckers. Wir haben ein bisschen geplaudert, und dabei hat er mich die ganze Zeit über angesehen, glaube ich ...«

»Glaubst du?«

Ihre Wangen röten sich ein wenig.

»Gefällt dir Felippo etwa?«

Sie tut so, als hätte sie mich nicht gehört, und lässt ihren Blick umherstreifen, betrachtet alles außer mir. Aber so leicht lasse ich sie nicht entkommen. Stattdessen pikse ich sie mit meinem Daumen in die Seite, bis sie mich schließlich kichernd ansieht.

»So ein Quatsch! Felippo ist mir viel zu ...«

»Viel zu was?«

»Viel zu anständig.«

»Ach, und du nicht?«, ziehe ich sie auf. »Du bist der anständigste Mensch, den ich kenne.«

Sie löst ihren Arm von meinem und beginnt, rückwärts zu gehen, wobei sie sich beim Sprechen immer wieder um sich selbst dreht.

»Genau deshalb will ich ja auch jemanden, der anders ist. Rebellisch. Ein Abenteurer. Jemand, der mich einfach *leben* lässt. Ich will keine normale, traditionelle Beziehung, sondern einen Mann, der mich dazu anregt, etwas Neues auszuprobieren.«

»Sprich: Du willst deine Eltern in den Wahnsinn treiben«, entgegengehe ich trocken.

Sie lacht und dreht sich erneut um sich selbst, während sie den Rest des Wegs entlangläuft. Schließlich erreichen wir das Ende und es wird Zeit, umzukehren und nach Hause zurückzugehen. Immerhin habe ich einen Plan für heute Nacht. Entschlossen trete ich vor Lea und blicke ihr fest in die Augen.

»Heute gehe ich allein nach Hause«, verkünde ich ruhig. »Ich brauche etwas Zeit für mich.«

»Sierra, das ist keine gute Idee. Es wird dunkel, da solltest du nicht allein draußen herumlaufen ...«

»Bitte, Lea«, flehe ich. »Mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Bald kann ich gar nicht mehr rausgehen, dann habe ich auch keine Momente mehr für mich. Ich werde nicht einmal Zeit zum Denken haben.«

Der Saum ihres Kleides gleitet raschelnd über den Kies, als sie nähertritt und fest die Arme um mich schließt. Also lasse ich mich von ihr trösten und vergrabe die Nase in ihrem Haar, das nach Veilchen duftet. Ich spüre, wie ihre Schultern zittern, und während mir klar wird, dass sie weint, muss ich gegen meine eigenen Tränen ankämpfen. Unser ganzes Leben lang waren wir Freundinnen, und nun muss eine von uns für immer Lebewohl sagen – wobei Lea nichts von meinem endgültigen Vorhaben weiß. Sie wird keine Briefe von mir bekommen, weil die Angst vor meinem bevorstehenden Schicksal mich so quält, dass ich mich wie ein Feigling davor drücken werde.

»Schon gut, nicht weinen«, flüstere ich und streichle ihr beruhigend über die Schulter. »Es wird alles gut. Ich schreibe dir und erzähle dir alles über mein neues Zuhause. Dann wird es dir so vorkommen, als wäre ich hier.«

Die Lüge hat einen bitteren Beigeschmack.

Lea bekommt einen Schluckauf und löst sich aus unserer Umarmung. Mit dem Daumen wische ich ihr die Tränen von den Wangen und schenke ihr ein schwaches Lächeln.

»Ich werde dir auch ganz oft schreiben«, versichert sie mir. »So viele Briefe, dass du irgendwann gar keine Lust mehr auf mich hast.«

»Das geht gar nicht.«

»Ich werde dir alles erzählen, was ich in meinen Büchern entdeckt habe, und von Felippo und allen anderen, die mir während der Spaziergänge über den Weg laufen ...«

»Und ich will sämtliche Einzelheiten über deine Hochzeit mit Felippo hören!«, ziehe ich sie auf. »Und schon wirst du wieder rot!«

»Du bist unmöglich!«

Erneut umarmt sie mich und verabschiedet sich dann mit einem kurzen Winken. »Bis morgen!«, ruft sie mir noch zu.

Während sie den Weg entlanggeht, dreht sie sich mehrmals nach mir um, und ich sehe ihr nach, bis ihre orangenen Locken im Dunkeln verschwinden.

Ich stoße die Luft aus, die ich bis zu diesem Moment angehalten habe und lasse mich in das trockene, farblose Gras fallen. Die Mühe, meine Röcke hochzuheben, mache ich mir dabei nicht mehr. Es ist gleichgültig, ob mein Kleid schmutzig wird.

Allmählich verwandelt sich die Farbe des Himmels in ein dunkles Blau, und die einzigen Geräusche, die ich noch höre, sind das Rauschen des Windes, das Glucksen des Wassers und das Rascheln der Blätter in den Baumkronen. Der See liegt am Rand des Dorfes, in der am wenigsten bewohnten Gegend. Das erste Haus befindet sich erst in ein paar hundert Metern Entfernung.

Eigentlich schickt es sich nicht für junge Mädchen, hierherzukommen, aber noch weniger schickt es sich, an einem so einsamen und abgelegenen Ort allein zu verweilen. Meine Eltern würden das nicht gutheißen.

Mit einem Tritt ziehe ich mir meine Halbschuhe mit den abgerundeten Spitzen aus, dann meine Strümpfe. Ich spüre die Erde unter meinen Füßen, während ich zum Ufer zu laufe. Als das Wasser meine Zehen berührt, durchfährt mich ein Schauer, der meinen ganzen Körper betäubt. Ich mache einen weiteren Schritt, und dann noch einen. Mein Körper gewöhnt sich nicht an die Kälte, das eisige Dezemberwasser fühlt sich an wie Hunderte von Nadelstichen in meinen Körper. So schmerzhaft es auch sein mag, ich denke gar nicht daran, aufzuhören. Ich habe ein Ziel und werde mich nicht davon abhalten lassen.

Meine Brust protestiert, weil ich so zittere, dass die Stäbe meines Korsetts sich in meine Haut bohren. Dennoch gehe ich weiter voran. Das Wasser reicht mir schon bis über die Brüste, und meine Zähne klappern unaufhörlich. Ich spüre meine Zehen nicht mehr und es fällt mir schwer, die Hände zu bewegen. Nichtsdestotrotz gehe ich noch ein Stück weiter, halte mich mühsam an der Oberfläche. Jede Minute ist wie ein Korn, das durch eine Sanduhr rinnt und den Countdown markiert. Nach und nach wird mein ganzer Körper taub, die Kälte vernebelt sogar meinen Verstand. Kleine Dampfwölkchen steigen von meinen bebenden Lippen auf. Es kommt der Moment, in dem meine Füße so schwer sind, dass ich aufhöre, sie zu bewegen. Regungslos bleibe ich stehen und lasse meinen Kopf Zentimeter um Zentimeter untertauchen.

Hektisch entweicht mir der Atem, bis ich vollständig unter Wasser bin. Die Wirkung der Kälte ist brutal, die übermäßige Stille sogar verstörend. Langsam lasse ich mich nach unten sinken, schwebe im Wasser und sehe zu, wie mein Haar um mich herum auf und ab wogt, während meine Arme und Beine weder die Kraft aufbringen zu schwimmen noch aufzutauchen. Wie Pfähle

aus Eis bohrt sich die Kälte in mich. Meine Brust protestiert. Sie brennt, und es fühlt sich an, als würden Hände darauf drücken und sie zusammenpressen. Unwillkürlich öffne ich den Mund und schnappe nach Luft, bekomme jedoch nur Wasser in meine Lungen. Ich würgen. Ein Krampf durchzuckt mich, mir verschwimmt die Sicht, und das Gewicht meines Körpers zieht mich unaufhörlich tiefer und tiefer nach unten.

Weitere Krämpfe erfassen mich und durchbrechen die Stille des Wassers, aber sosehr ich auch versuche, meine Arme zu bewegen, sie gehorchen mir nicht. Obwohl ich den Wunsch habe zu sterben, ist mein Überlebensinstinkt stark, aber ich rufe mir immer wieder in Erinnerung, dass ich das hier will.

Meine Augen beginnen, mich zu trügen, und zeichnen vor mir das Bild eines Gesichts ab, doch innerhalb eines Wimpernschlags ist es schon wieder verschwunden. Am Rand meines Sichtfelds breitet sich Schwärze aus, als wäre es eine brennende Fotografie.

»Leben. Du musst leben ...«

Im Flüsterton dringen die Worten durch das Wasser.

»Du musst leben! Du *sollst* leben!«

Das Gewicht, das meine Augenlider nach unten zieht, wird immer stärker, genau wie das Gefühl, dass sich mir irgendetwas nähert.

»Ich bin enttäuscht über diese feige Tat.«

Etwas an diesen Worten macht mich wütend. Sie ergießen sich über mir wie Säure, die sich in meine Blutbahnen frisst. Ein Gefühl der Scham überwältigt mich. Ich kann das nicht tun. Ich kann das meinen Eltern nicht antun. Meinen Geschwistern. Wenn das Libris nicht versiegelt ist, wird Silas an der Roten Auktion teilnehmen müssen. Durch meine Schuld. Ich kann ihn nicht dazu verdammen, das ist meine Bürde, ganz allein meine. Mühsam versuche ich, die Augen zu öffnen, gegen das Wasser anzukämpfen, aber es ist zu spät.

Sosehr ich mich auch anstrengte, mein Körper gehorcht mir einfach nicht.

»Dummes Mädchen.«

Voller Panik öffne ich erneut den Mund, Wasser dringt schwallartig in mich ein, füllt meine Lungen und bringt meine lautlosen Schreie zum Verstummen. Mein Haar schwebt in mein Sichtfeld und wickelt sich um meinen Hals wie ein Strick. Als ich nach oben blicke, sehe ich nur Schwarz. Ich bin zu weit von der Oberfläche entfernt.

Dieses mysteriöse Gesicht kommt immer näher, näher, näher ...

Für einen Moment verliere ich das Bewusstsein, und als ich wieder zu mir komme, befinde ich mich am Ufer des Sees, die Wange gegen die feuchte Erde gepresst. Mein Kleid schwimmt um mich herum im Wasser, und meine Beine fühlen sich immer noch taub an. Ich stemme die Ellbogen in die Erde, um den Rest meines Körpers aus dem Wasser zu ziehen. Mir zittern die Hände, und als ich einen Blick auf meine Finger werfe, sehe ich, dass sie violett angelaufen sind. Voller Anstrengung drehe ich mich auf den Rücken, während der Himmel über mir immer dunkler wird und der Mond noch deutlicher hervortritt.

Meine Atmung geht nicht normal, kommt nur stockend, und aus meiner Brust dringen gequälte Laute. Mit einem Keuchen hebe ich die Hände an den Mund, um sie zu wärmen. Meine Beine reagieren immer noch nicht auf meine Befehle, und meine Füße haben sich ebenfalls lila verfärbt.

Wind fährt durch die Baumwipfel und trägt ein erneutes Flüstern zu mir herüber.

»Akzeptiere dein Schicksal.«

Ich sehe mich in alle Richtungen um, suche nach dem Ursprung der Stimme, doch mein Blick wird nur von den Bäumen und dem leeren Pfad empfangen. Schwer legen die Worte sich auf mich, und meine Schultern beginnen zu beben, als ich in Tränen ausbreche.

Ich war so egoistisch, eine so schlechte Tochter und Schwester ...

Beinahe hätte ich meine Geschwister zu meinem Schicksal verdammt und meine Familie zu einem Leben in Schande. Ich bedecke meine Augen mit den Händen, versuche, die Tränen zurückzuhalten, doch sie brechen mit aller Macht hervor und wollen einfach nicht versiegen.

Ich weiß nicht, wie lange ich hier sitzen bleibe, bevor Silas auftaucht.

»Sierra!« Die Schritte meines Bruders sind immer lauter zu hören. »Sierra! Was ist passiert?«

Die Wärme seiner Arme umfängt mich, und instinktiv versuchen meine Hände sich an ihm festzuklammern, auf der Suche nach Trost. Ich vergrabe mein Gesicht an seiner Brust und durchweiche sein Hemd mit meinem Haar und meiner nassen Kleidung. Er murmelt etwas, das ich nicht verstehen kann, während er mich fest in den Armen hält und uns beide wiegt.

»Ist ja gut, Sierra, ist ja gut ...«

Ich spüre, wie sich seine Finger in meinem Haar verfangen, während er mich streichelt. Seine Umarmung war das, was ich am meisten gebraucht habe, aber bis zu diesem Moment habe ich es nicht gewusst. Mit jedem meiner Atemstöße bilden sich kleine Dampfwölkchen in der Luft. Silas' Hände massieren meine Füße und Knöchel in dem Versuch, meinen Kreislauf wieder in Schwung zu bringen und diese kränkliche Farbe aus meinem Gesicht zu vertreiben.

»Magst du mir erzählen, was geschehen ist?«

Ich schüttle den Kopf, und er drängt mich nicht. Genau das liebe ich so an unserer Beziehung: dieses Band zwischen uns, das gegenseitige Verständnis, den anderen nicht zu drängen, wenn eine Frage zu schmerzhaft ist, um sie zu beantworten. So verbringen wir eine ganze Weile am Seeufer, ich an ihn geklammert, um etwas von seiner Körperwärme abzubekommen, während er prüft, ob meine Glieder wieder normal durchblutet werden.

»Dir ist hoffentlich klar, was passiert, wenn wir nach Hause kommen?« Er legt einen Arm um meinen Rücken und den ande-

ren unter mein Knie, um mich vom Boden hochzuheben. »Papá und Mamá werden verrückt, wenn sie dich so sehen.

Ich nicke. Meine Eltern werden vollkommen in Aufruhr geraten, wenn sie mich so sehen. Ich stecke ohnehin bereits in Schwierigkeiten, weil ich nicht vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause gekommen bin, und wenn ich so dort auftauche, wird es meine Situation nicht gerade verbessern.

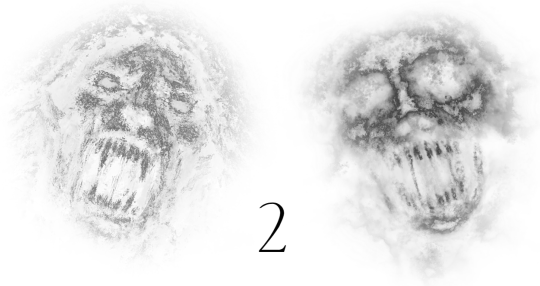
Silas sagt kein Wort mehr. Er trägt mich schweigend den Pfad entlang, bis wir die verlassenen Straßen des Dorfes erreichen. Noch immer sitzt mir die Kälte tief in den Knochen, und ich weiß nicht, was ich noch tun kann, um wieder warm zu werden. Erleichtert seufze ich auf, als ich in der Ferne unser Haus sehe, aus dessen Fenstern orangefarbenes Licht nach draußen strömt. Als wir vor der Tür ankommen, stößt Silas sie mit einem leichten Fußtritt auf, und im nächsten Moment bricht meine Familie wie eine Lawine über mich herein.

»Was ist passiert?«, fragt mein Vater, der sofort aus dem Sessel am Kamin aufsteht.

»Sierra!« Der Schrei meiner Mutter zerteilt die Luft. »Mein Kind! Was ist mit dir geschehen? Du bist völlig durchnässt!«

»Bring alle Decken her, die du finden kannst«, kommandiert Silas, während er mich zum Kamin hinüberträgt.

Doch ich komme nicht mehr in den Genuss des wärmenden Feuers. Auf dem Weg dorthin verliere ich das Bewusstsein, und das Letzte, was ich wahrnehme, ist, dass mein Kopf mit einem heftigen Ruck nach hinten fällt.



Sierra

Wie zu erwarten verbringe ich meinen Geburtstag und die darauffolgenden Tage mit einer Lungenentzündung im Bett, die meine Atmung wie das Wiehern eines Pferdes klingen lässt. Nun, vier Tage später, hat sich mein Aussehen kaum verbessert, und ich hoffe, diese Tatsache wird mir heute Abend noch dazu dienlich sein, dass mich niemand kauft. Meine Haut wirkt leblos, und unter meinen Augen zeichnen sich zwei schmale lila Augenringe ab.

»Mein kleines Mädchen ...«, sagt Mamá unter Tränen, während sie mir in die Wangen kneift, um ihnen etwas Farbe zu verleihen. Meine schwarze Haarmähne hat sie mir sorgfältig mit kleinen, blumenverzierten Haarnadeln im Nacken hochgesteckt. »Ich bin nicht bereit für diesen Moment. Keiner von uns ist das.«

Bei jedem ihrer Worte zieht sich meine Brust zusammen und ich blinzle mehrmals, um gegen den Drang zu weinen anzukämpfen. Meine Tränen würden das alles nur noch schwieriger machen.

»Keine Sorge, Mamá, vielleicht habe ich ja Glück und heute Abend findet mich niemand appetitlich genug.«

In den Augen meiner Mutter liegt kein Humor, als sie mich ansehen. Sie sind nur rot und tränenüberströmt.

»Ob dich jemand kauft oder nicht: Das ist der letzte Tag, den

du unter unserem Dach verbringst.« Sie legt mir die Hände auf die Schultern und zieht mich an sich. Sanft streichelt sie mir über den Rücken. »Pass immer gut auf dich und deine Gesundheit auf, Sierra, nicht ihretwegen, sondern für dich selbst. Schreib uns, lass uns irgendwie wissen, dass du noch am Leben bist.«

»Ich werde es versuchen«, antworte ich ohne Überzeugung.

Die Meisten von uns wissen, was uns erwartet, sobald wir gekauft werden. Es heißt, dass jedem Vampir gemäß seinem Rang eine bestimmte Anzahl von Sättigern zusteht. Keiner mehr, keiner weniger, solange sie gesund und in der Verfassung sind, ihre Aufgabe zu erfüllen. Sie dürfen uns nicht verletzen, nicht übergriffig werden oder unseren Tod beschleunigen. Aber das sind nur Worte, Gesetze, die ihre und unsere Vorfahren geschrieben haben als Garantie für den Frieden. Im wahren Leben betrinken sich viele von ihnen maßlos, saugen uns aus, entsorgen uns danach und suchen sich schnell Ersatz – natürlich in Zusammenarbeit mit den korrupten Veranstaltern der Roten Auktionen.

Mamá lässt mir einen Moment für mich, den ich dazu nutze, mir jede Einzelheit des Raums einzuprägen, der achtzehn Jahre lang mein Zimmer war, mein Ort der Ruhe und Geheimnisse.

Ich trage das neueste und schönste Kleid aus meinem Schrank, eins, das meine Brust so sehr einschnürt, dass mir das Atmen schwerfällt. Es ist aus grünem Samt mit Stickereien aus Goldgarn, der Ausschnitt ist quadratisch und betont die Rundungen meiner Brüste. Schließlich stehe ich von dem kleinen Hocker vor dem Frisiertisch auf und nehme mir meine Stola.

Ich werfe mir einen letzten Blick im Spiegel zu und fahre unwillkürlich mit den Fingern meinen Hals entlang, als wüsste ich schon, dass ich ihn nie wieder unversehrt sehen werde. Dann lege ich mir die Stola um die Schultern, ziehe sie eng um mich und verlasse das Zimmer. Als ich die Treppe hinuntersteige, lausche ich jedem Knarzen der Bretter und blicke dabei in die Gesichter meiner gesamten Familie, die am Ende der Stufen auf mich wartet.

»Du siehst wunderschön aus«, sagt Silas mit glänzenden Augen.

»Sierra sieht immer wunderschön aus.«

Papá nimmt meine Hand, um mir die letzte Stufe hinunterzuhelfen, und zieht mich an seine Brust, drückt mich so fest, dass ich spüre, wie meine Knochen protestieren. Doch ich sage nichts. Stattdessen verharre ich mehrere Atemzüge lang dort, wohl wissend, dass es das letzte Mal ist, dass mein Vater mich umarmen wird. Es kostet mich unendlich viel Kraft, mich von ihm zu lösen.

»Sierra?«, ertönt eine kindliche Stimme.

Meine Schwester sieht zu mir auf, ein paar Köpfe kleiner als ich. Verängstigt blicken mich ihre riesigen honigfarbenen Augen an, und ich lächle, um sie zu beruhigen. Fest umarme ich sie, bette ihr Gesicht an meine Brust und streichle ihr über die kupferfarbenen Locken. Ich werde so viel verpassen. Ich werde ihre aufgeschürften Knie nicht verarzten können, wenn sie beim Spielen hinfällt. Es wird keine Gute-Nacht-Geschichten im Kerzenschein mehr geben, und ich werde auch nicht hier sein, wenn sie das erste Mal wegen irgendeines Jungen zu strahlen beginnt.

Während unsere Eltern die Szene voller Angst beobachten, schließt Silas sich unserer Umarmung an, umschlingt uns beide und schirmt uns mit seinem breiten Körper vom Rest der Welt ab. Mit Mühe halte ich die Tränen zurück, während ich den Duft meines Zuhauses einatme.

Der Klang einer Glocke durchbricht die Stille.

Die Rote Auktion ist eröffnet. Man ist bereit, uns zu empfangen.

Jeder Glockenschlag trifft uns wie ein Schwall eiskalten Wassers. Während Mamá Abigail an die Hand nimmt, bietet mein Vater mir seinen Arm an. Silas stellt sich rechts neben mich und öffnet die Tür, durch die ein eisiger Luftzug ins Haus dringt. Eine Sekunde lang scheint es, als würden wir alle den Atem anhalten, dann setzen wir uns in Bewegung. Die Straße ist leer, obwohl uns Dutzende Augenpaare aus ihren Fenstern beobachten. Jeder Vollmond ist ein Ereignis, das alle aus ihren sicheren Häusern heraus

verfolgen – mit Gänsehaut und blutenden Herzen, denn jedes Mal, wenn einer von uns zur Roten Auktion gerufen wird, erinnert es den Rest an das, was eines Tages auch ihnen bevorsteht. Heute Nacht finden Hunderte Roter Auktionen in vielen anderen Dörfern statt, die genauso verdammt sind wie unseres.

Schweigend setzen wir unseren Weg fort, hören, wie sich um uns herum die Fenster schließen und eine Straßenkatze miaut.

»Wenn du mich jetzt darum bittest, hole ich dich hier raus«, flüstert Silas. »Wir werden aus dem Dorf fliehen, uns in den Wäldern verstecken und mit dem Geld, das ich gespart habe, den Ozean überqueren.«

Mir bleibt fast das Herz stehen. Verstohlen drehe ich mich in alle Richtungen, um mich zu vergewissern, dass niemand seine dreiste Bemerkung gehört hat.

»Red keinen Unsinn«, stoße ich zwischen zusammengekauerten Zähnen hervor. »Und wehe, du schlägst so etwas noch einmal vor.«

Er will etwas sagen, doch ein Blick von mir genügt, um ihn zum Schweigen zu bringen. An so etwas darf er nicht einmal denken. Gegen die Regeln und das System zu verstoßen ist Verrat. Sie würden unsere ganze Familie töten, oder besser gesagt, sie würden sie wie Schweine auf dem Dorfplatz ausbluten lassen. Die Welt hat sich verändert: Wir sind nicht mehr das grausamste Lebewesen auf der Erde, das sind jetzt sie. Lange Zeit haben sie uns in dem Glauben gelassen, der Mensch würde die Welt beherrschen, bis sie diese Fantasie mit einem Wisch zerstörten.

»Es scheint nicht so, als wären viele Leute bei dieser Auktion«, bemerkt Mamá hinter uns besorgt.

Eine geringe Anzahl von Leuten bei der Auktion erhöht die Wahrscheinlichkeit, gekauft zu werden.

Ich schlucke schwer und versuche, den Kloß zu beseitigen, der sich in meinem Hals gebildet hat.

Am Ende der Straße ist bereits das spitze Dach der ehemaligen Kirche zu sehen. Nach ihrer Ankunft haben die Vampire alles,

was mit Religion zu tun hatte, verbrannt und zerstört – mit Ausnahme der Kirchen. Offensichtlich sahen sie eine gewisse Ironie darin, sie für die Auktionen zu nutzen, als wollten sie sagen: »Sieh her, Gott, hier kaufe ich deine geliebten Kinder, um sie wie Tiere zu behandeln, mich von ihnen zu ernähren und ihre Seelen zu brechen.«

Was sie allerdings nicht wissen, ist, dass sich seit ihrer Ankunft viele wieder dem Glauben zugewandt haben, aus dem Bedürfnis heraus, sich an ein barmherziges Wesen zu klammern, das über uns wacht. Die Kirchentüren stehen weit offen, und aus dem Inneren dringt ein intensives orangefarbenes Licht. Wir halten inne und blicken uns an, wohl wissend, dass ich ab hier ohne Begleitung weitergehen muss. Erneut beginnt Mamá zu weinen und stürzt sich in meine Arme.

»Ich werde jede Nacht dafür beten, dass es dir gut geht, dass du gesund und stark bist.«

»Mamá ...«

»Schatz, mach unserer Tochter nicht noch mehr Angst.« Papá legt den Arm um Mamás Schultern, und sie vergräbt das Gesicht an seiner Brust. »Sierra ist stark und wird ihre Verpflichtung erfüllen. Sie wird uns schreiben und uns wissen lassen, dass alles in Ordnung ist, nicht wahr?«

Ich nicke.

»Zeig denen, dass wir Ruggieros hart im Nehmen sind, Schwesterherz.«

»Wird gemacht«, antworte ich lächelnd.

»Stifte deine Schwester nicht zu irgendwelchen Dummheiten an«, tadelt Mamá ihn, bevor sie sich an mich wendet. »Schatz, du musst dich immer unterordnen, auch wenn sie versprechen, euch nicht mehr als nötig zu verletzen ... Du weißt ja selbst, dass deren Wort nicht viel wert ist. Sie könnten dir sehr wehtun.«

»Ja, das weiß ich, Mamá«, entgegne ich, obwohl ich mehr als bereit bin, Dummheiten zu machen. »Ich werde mich zurückhalten.«

»Gut.«

Obwohl ich weiß, dass meine Röcke dabei schmutzig werden, gehe ich in die Hocke, um Abigail einen Kuss auf den Scheitel zu geben. Ich flüstere ihr noch eine Kleinigkeit ins Ohr, die sie zum Lachen bringt, bevor ich Silas umarme und schließlich beide Arme um meine Eltern lege. Fest drücke ich sie an mich.

»Ich werde auf mich aufpassen, versprochen.«

»Wir lieben dich sehr, Schatz.«

Schmatzend küsse ich sie auf die Wangen, raffe meine Röcke und mache mich auf den Weg zum Eingang der alten Kirche. Ich schaue nicht zurück, der Anblick ihrer traurigen Gesichter würde mich zerstören. Um es schnell hinter mich zu bringen, beschleunige ich meine Schritte und trete über die Türschwelle. Die Kälte, die mir aus dem Inneren entgegenschlägt, lässt mir für einen Moment den Atem stocken. Obwohl ich mich in einem Kirchenschiff befinde, ist von der ursprünglichen Ausstattung des Gotteshauses kaum etwas übrig. Nichts in diesem Raum ähnelt den Bildern, die ich in Büchern gesehen habe. Alles, was eine religiöse Bedeutung haben könnte, ist verschwunden. Dort, wo das Taufbecken stehen sollte, befindet sich eine Pyramide aus Kelchen mit einer karmesinroten Flüssigkeit darin und an den Wänden hängen keine Heiligenbilder, sondern Porträts blasser Gesichter. Reine, die Elite unter den Vampiren, die höchste Autorität. Die Bänke wurden durch luxuriöse Sessel ersetzt, der Altar ist nur ein weiterer Tisch. Einige Kreuze sind zwar an ihrem Platz geblieben, wurden jedoch umgedreht, als Akt des Spotts.

Eine Frau mit ovalem Gesicht, die ein Kleid aus rotem Samt trägt, kommt auf mich zu, als sie mich eintreten sieht.

»Libris, bitte.«

Ich krame in dem kleinen Beutel, der an meinem Handgelenk hängt, und hole das Buch heraus, das all meine Daten enthält. Die Frau öffnet es und liest mit gelangweilter Miene darin. Einen Moment blickt sie mich unter ihren Wimpern hinweg an und mustert mich prüfend.

»Folge mir.«

Sie macht sich auf den Weg durch den Mittelgang, und noch ehe wir den Punkt erreichen, an dem früher der Altar stand, biegen wir in Richtung einer kleinen Tür ab. Dröhnend hallt mein Herzschlag durch meine Ohren. Die Kälte bohrt sich immer noch schmerzhaft in meine Haut, und ich frage mich, warum die Frau keinerlei Anzeichen von Unbehagen zeigt. Sie ist ein Mensch, die Röte in ihren Wangen und ihr nicht gerade blasser Teint bestätigen es.

Schließlich gelangen wir zu einem spärlich beleuchteten Raum, und mein Blick bleibt an mehreren Gesichtern hängen. Eine Gruppe junger Frauen und Männer schaut uns mit weit aufgerissenen Augen an, die Blicke voller Angst.

»Zieh dein Kleid aus und zieh das dort an«, weist mich die fremde Frau an und deutet auf ein rotes Stück Stoff.

Ich sehe mich um, auf der Suche nach einem Paravent, hinter dem ich mich umziehen könnte.

»Es gibt keinen ...«

»Schüchternheit und Schamgefühl musst du dir ab jetzt abgewöhnen«, unterbricht die Frau mich. »Beeil dich mit dem Umziehen, sie sind gleich da.«

Ich nehme mir das rote Seidenkleid. Mit einem kurzen Blick auf meine Gefährtinnen stelle ich fest, dass sie ähnlich angezogen sind und der Stoff nicht gerade viel verhüllt. Auch die jungen Männer tragen ein seltsames Gewand, das sie erst von der Taille abwärts bedeckt. Meine Wangen erröten, und schamerfüllt wende ich mich ab. Den anderen scheint es ebenso zu gehen wie mir; alle vermeiden es, sich anzusehen.

Ich versuche, die Schnürungen meines Mieders zu lösen.

»Eine Frage noch.« Die Frau im roten Kleid, die schon halb wieder im Gang verschwunden ist, dreht sich noch einmal um. »Ist deine Tugend unversehrt?«

Ich blinzele.

»Was hat meine Tugend mit all dem zu tun?«

»Sie mögen den Geschmack von jungfräulichem Blut.« Ihre Stimme klingt herablassend. »Deine Tugend wird deinen Preis steigern.«

»Diese Drecksschweine ...«, murmle ich.

»Die Antwort ist einfach: Ja oder nein.«

Ungeduldig sieht sie mich an und hebt eine Augenbraue. Ich straffe die Schultern und strecke das Kinn vor.

»Ja, meine Tugend ist unversehrt.«

Sie nickt, als wäre sie mit meiner Antwort zufrieden, und verschwindet. Nur wenige Minuten haben genügt, um eine Abneigung gegen sie zu entwickeln. Mühsam führe ich die Hände zum Rücken und versuche, das Kleid auszuziehen. Ich tue mich schwer, aber es ist offensichtlich, dass mir hier niemand seine Hilfe anbieten wird. Als ich das Mieder endlich gelockert habe, stoße ich einen tiefen Seufzer aus, und lasse es zu Boden gleiten. Dann schlüpfe ich aus dem Rest des Kleides und stehe nur noch in meiner Unterkleidung da. Schützend schlinge ich die Arme um meinen Körper, bevor ich mich auch der dünnen Unterwäsche entledige und nun vollkommen nackt bin. Die Augen auf die Wand gerichtet versuche ich, meine Scham zu überwinden, und ziehe mir schließlich, ohne den Blick zu senken, den roten Seidenstoff über den Kopf, der sanft herabfällt und sich an meine Haut schmiegt.

In diesem Moment wird eine Tür auf der gegenüberliegenden Seite geöffnet und eine ganz in Schwarz gekleidete Frau betritt den Raum. Ihr Gesicht ist von einem Spitzenschleier bedeckt, als wollte sie verhindern, dass einer von uns sich ihr Aussehen einprägt und irgendwann Vergeltung übt.

»Ihr werdet einer nach dem anderen hineingehen«, teilt sie uns mit. »Ihr könnt sie nicht sehen, aber sie euch. Verhaltet euch ruhig und still auf der anderen Seite des Glases. Es wird vorbei sein, ehe ihr es bemerkt.«

Ihre Stimme klingt sehr reif.

Sie nennt einen Namen, und aus dem Augenwinkel sehe ich,

dass es sich um ein kleines, zierliches Mädchen handelt, das – der Art nach zu urteilen, wie es mit hochgezogenen Schultern zur Tür geht – zu Tode verängstigt ist. Als sie den Raum verlassen hat, wird die Tür mit Nachdruck hinter ihr geschlossen. Die Frau bleibt bei uns, und obwohl ich ihre Augen nicht sehen kann, spüre ich, wie sie uns alle einer genauen Musterung unterzieht.

Es sind vielleicht zehn Minuten vergangen, als ein Klopfen an der Tür ertönt und der Nächste herausgerufen wird. Nach und nach leert sich der Raum, und die Luft wird schwerer und unangenehmer.

»Für einige von euch wird heute ein besonderer Tag«, ergreift die Frau plötzlich das Wort. »Da bin ich mir sicher.«

Offensichtlich verbirgt sich hinter dem Schleier eine Greisin, die bereits senil ist. Ein besonderer Tag? Wenn man wie Fleischstücke verkauft wird? Was bitte soll daran besonders sein, wenn man sich für den Rest seines Lebens von ihnen beißen lassen muss?

»Das bezweifle ich sehr, Madame«, sage ich deshalb, bevor ich mich zurückhalten kann.

Ich spüre ihren Blick auf mir, und auch die Übrigen, die noch im Raum sind, starren mich ungläubig an.

»Wage es nicht, mir zu widersprechen, Señorita.«

»Was ist so besonders daran, verkauft zu werden?«

Die Frau beschließt offenbar, dass ich den Atem nicht wert bin, den sie für ein Gespräch mit mir verschwenden müsste. Doch als ein weiteres Mal die Tür geöffnet wird, wendet sie sich mir erneut zu. Es ist so weit.

Ich habe Mühe, einen Fuß vor den anderen zu setzen, doch irgendwie gelingt es mir. Als ich an der Verschleierte vorbeikomme, schlägt mir ein modriger Geruch entgegen. Obwohl ich ihr Gesicht nicht sehen kann, weiß ich, dass sie den Mund zu einem überlegenen Grinsen verzogen hat.

Ich verlasse den Raum, und das Licht draußen ist so blendend, dass ich die Augen schließen muss. Dieses künstliche Licht, das

nur wenige von uns besitzen, bin ich nicht gewohnt. Meine Augen brennen und tränen, und ich kann nur spüren, wie mich eine fremde Hand in die Mitte des Raumes schiebt. Nach mehrmaligem Blinzeln stelle ich fest, dass ich mich an der Stelle befinde, wo früher die Kanzel der Kirche gewesen sein muss und wo sich nun lediglich ein mit flauschigen, roten Teppichen ausgelegter Boden und eine riesige Glasscheibe befinden, in der ich mein Spiegelbild erkennen kann. Sie sind dort, dahinter. Sie beobachten mich, mustern mich, versuchen mein Blut zu riechen.

Das Licht wird gedimmt, nur ein Scheinwerfer über meinem Kopf bleibt an, der mich wie eine teure Vase zur Schau stellt. Obwohl ich weiß, dass gerade viele Augenpaare meinen kaum bedeckten Körper betrachten, erlaube ich mir nicht, den Blick zu senken oder zu erröten.

»Sierra Ruggiero«, sagt eine Stimme, die ich als die der Frau im roten Kleid erkenne. Sie klingt stark und selbstbewusst. »Gesund, wiegt einundfünfzig Kilo, weist keine körperlichen Anomalien auf, ihre Blutgruppe ist Null negativ und ... ihre Tugend ist unverehrt. Das Anfangsgebot beträgt fünfzehn Blutrubine.«

Ich kann nichts sehen von dem, was draußen vorgeht.

»Der Herr mit der Nummer fünf bietet zwanzig Blutrubine, bietet jemand mehr?«

Fieberhaft schießt mein Blick in alle Richtungen und versucht, etwas hinter dem Glas auszumachen.

»Die Dame mit der Nummer zehn bietet fünfundzwanzig Blutrubine.«

Es werden weiter Beträge genannt. Männer und Frauen. Nummern und noch mehr Nummern ... Für einen kurzen Moment zittern mir die Beine, überwältigt von dem Wissen, dass mir die Kontrolle über mein Leben entgleitet und in wenigen Minuten vollständig verloren sein wird. Mir verschwimmt die Sicht, und ich blinze hastig, um das Gefühl zu vertreiben.

»Nummer achtundzwanzig bietet fünfzig Rubine, wer bietet mehr?«

Fünzig? Wie ironisch, dass ich hier für Blutrubine gekauft werde, während meine Eltern lediglich einen Beutel Münzen erhalten werden. Mit nur einem dieser Edelsteine könnte meine Familie jahrelang ein sorgenfreies Leben führen.

»Siebzig Blutrubine.«

Mir läuft ein Schauer über den Rücken.

»Achtzig Blutrubine!«

Das ist so unmenschlich, so sadistisch.

»Hundert Blutrubine!«

Ein schrilles Geräusch unterbricht die Abfolge der Gebote und bringt die Frau zum Schweigen, die mich die ganze Zeit über mit ihrer Stimme gefoltert hat. Ich verharre an meinem Platz und warte auf eine Erklärung.

Sekunden vergehen, dann ganze Minuten.

»Die Auktion ist hiermit beendet.« Im Tonfall der Frau schwingt Freude mit. »Die junge Dame Sierra Ruggiero wurde soeben von Viktor Vitale zum Preis von sechshundert Blutrubinen gekauft.«

Der Scheinwerfer über meinem Kopf erlischt und stürzt mich in absolute Dunkelheit. Das Quietschen einer sich öffnenden Tür dringt an meine Ohren, und mehrere Hände packen mich an den Armen und zerren mich hier raus. Ich weiß nicht, ob ich Widerstand leisten soll und beschließe, mich mitschleifen zu lassen. Als sie mich in einen anderen Raum bringen, wird mir bewusst, dass das Licht des Scheinwerfers mich gewärmt hat und mich nun wieder Kälte umfängt.

Ich stelle fest, dass ich bei den anderen bin, die vor mir zur Schau gestellt wurden. Sie starren mich mit weit aufgerissenen Augen an, und zuerst denke ich, es liege an der Angst, die sie da draußen ausgestanden haben müssen, doch nach einigen Minuten begreife ich, dass es meinetwegen ist.

»Was ist los?«

Keiner von ihnen wagt es, etwas zu sagen.

Ich blicke an mir herunter, auf der Suche nach etwas, das nicht

stimmt – vielleicht habe ich eine Wunde oder meine Kleidung ist verrutscht und gibt mehr als nötig preis, doch ich kann nichts Auffälliges entdecken. Ich hebe den Blick und suche in den Gesichtern nach Antworten.

»Warum seht ihr mich so an?«

Weitere quälende Momente vergehen, bis die junge Frau, die als Erste hinaus musste – die mit der zierlichen Figur und den hochgezogenen Schultern –, sich traut.

»Wir haben es gehört.«

»Was?«

»Wer dich gekauft hat.«

»Was ist mit dem? Das war irgendein Viktor ... Vitalo, Vitali oder so ähnlich.«

»Viktor Vitale«, korrigiert sie mich. »Hast du wirklich keine Ahnung?«

»Wie bitte?«

»Viktor Vitale«, sagt einer der jungen Männer. »Er ist ein seelenloses Monster, der Schlimmste von denen. Man sagt, sein Durst sei unstillbar.«

»Ist das nicht bei allen so?«, entgegne ich.

»Nicht so wie bei ihm«, fügt die Zierliche hinzu. »Dein Leben war in dem Moment vorbei, als er dich gekauft hat.«

»Ich glaube, das gilt für uns alle hier.«

»Was wir dir damit sagen wollen, ist, dass du wahrscheinlich nicht einmal mehr den nächsten Vollmond erleben wirst.«